

# Die beste Idee kommt in der Badewanne

Woher nehmen Schriftsteller eigentlich ihre Einfälle? Die Antwort erstaunt – und ist zugleich fast banal. Von Daniel Ammann

Wir sind besessen von Innovation und Veränderung. Die Suche nach dem Neuen und nie Dagewesenen treibt uns an. Aber wo kommen die guten Ideen eigentlich her? Wer könnte da besser Auskunft geben als diejenigen, die ihr Leben der Kreativität verschreiben und sich darauf verstehen, die passenden Worte zu finden?

Schriftstellerinnen und Schriftsteller werden ständig nach der Quelle ihrer Inspiration gefragt. Die Leser möchten wissen, wo sie die Stoffe für ihre Geschichten auftreiben, als könnten sie durch einen Blick hinter die Schreibkulissen dem Geheimnis von Originalität und Erfolg auf die Schliche kommen.

Die Autoren wiederum sind auf derlei Erkundigungen nicht gut zu sprechen. Den Zauberkünstler fragt man schliesslich auch nicht: «Wie haben Sie das gemacht?» Davon abgesehen lässt sich ein grandioses literarisches Werk kaum auf ein paar raffinierte Einfälle reduzieren. Auf Fragen wie «Woher nehmen Sie Ihre Ideen?» oder «Wie viel Autobiografie steckt in Ihren Texten?» dürfte es laut Juli Zeh deshalb nur eine Antwort geben: «Weiss ich nicht.»

Andere versuchen sich elegant aus der Affäre zu ziehen oder setzen sich notfalls mit spitzer Ironie zur Wehr. Im Spielfilm «The End of the Tour» (James Ponsoldt, 2015) bittet David Foster Wallace (dargestellt von Jason Segel) vor der Lesung freundlich darum, man möge auf die abschliessende Fragerunde verzichten. Es kämen immer die gleichen Fragen, wie: «Woher kriegen Sie Ihre Ideen?» Darauf entgegnete er dann, er besitze ein «Time Life»-Abo für 1795 im Monat.

Geradezu genervt kontert Daniel Kehlmanns Schriftstellerfigur Leo Richter. «Was ist das für eine Frage, was soll man da sagen?», sagt er empört. Seine Standardantwort lautet lapidar: «Badewanne.» Das sitzt, und allem Anschein nach gibt sich das Publikum damit zufrieden.

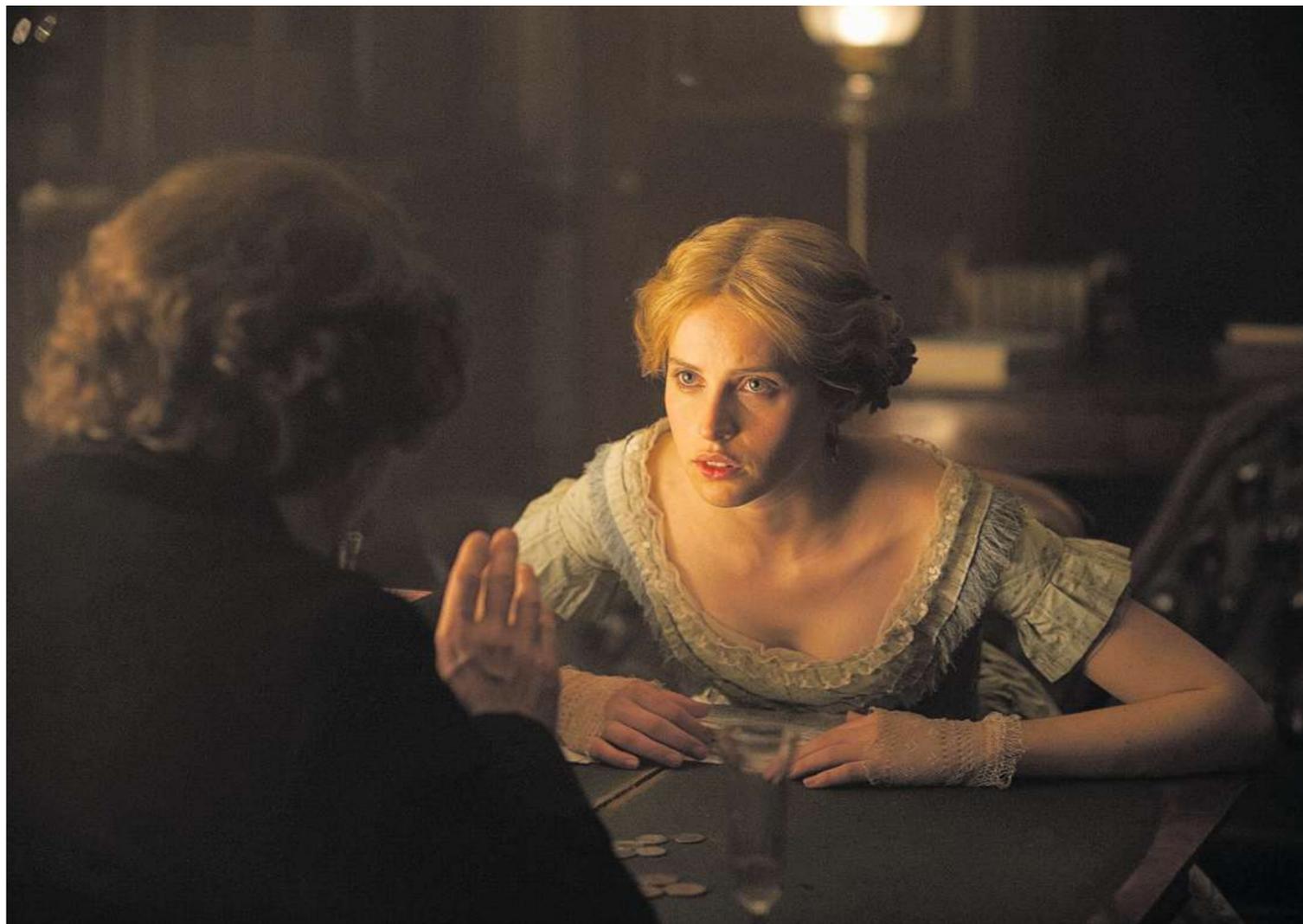
## Pakt mit dem Teufel

Mit pikierten Reaktionen demonstrieren die Autoren nicht nur ihren Unwillen, sich in die Karten schauen zu lassen. Fragen wie Antworten offenbaren auch eine skeptische Ambivalenz gegenüber Originalität und schöpferischer Leistung. Wir möchten gern an Magie und göttliche Begabung glauben und bewundern die genialen Naturaltalente, denen die trefflichen Ideen einfach so zufliegen. Damit nicht genug: Handwerkliches Können, so meint man, werde den Auserwählten gleich mit in die Wiege gelegt.

Die Verklärung des kreativen Prozesses hängt mit dem Umstand zusammen, dass uns die beschwerlichen Lehrjahre der Meisterinnen und Meister ebenso verborgen bleiben wie die Entstehungsgeschichte ihrer Werke. Wie Nietzsche schon feststellte, «kann Niemand beim Werke des Künstlers zusehen, wie es geworden ist; das ist sein Vortheil, denn überall, wo man das Werden sehen kann, wird man etwas abgekühlt».

Das lässt viel Raum für Phantasie und Spekulation. Und die Literatur-schaffenden sind daran nicht unbeteiligt. Sie betonen zwar bei jeder Gelegenheit, Schreiben sei ein leidvoller Kampf. Gleichzeitig wollen sie nicht wissen, woher die Eingebungen kommen, und tragen in der Tradition der Romantik selbst zur Mythenbildung bei. In seiner «Verteidigung der Poesie» vergleicht der englische Dichter Percy Bysshe Shelley 1821 den schöpferischen Geist mit einer glimmenden Kohle, deren Glut von einer unsichtbaren Macht angefacht wird. Aber kaum nehme die Dichtung Gestalt an, schwinde die Inspiration dahin, und die herrlichste Poesie sei nicht mehr als ein schwacher Abglanz der ursprünglichen Idee.

Ganz könne man der unvermeidbaren «Woher»-Frage dennoch nicht aus dem Weg gehen, spöttelt die schottische Autorin A. L. Kennedy. Man setze sich sonst dem Verdacht aus, man habe seine Ideen «in abgelegenen Gassen unterm Ladentisch einer schmuddeli-



Was sie Charles Dickens' Muse? Er selbst beschrieb sein Tagwerk nüchterner: Um sieben nehme er ein kaltes Bad, dann schufte er bis drei Uhr nachmittags. (Felicity Jones als Nelly Ternan, Filmstill aus «The Invisible Woman».)

IMAGO

gen Inspirationshöhle» erworben oder billig im Ausland besorgt, wo sie «unter grausamen und unhygienischen Bedingungen» produziert würden. Womöglich stammten sie sogar vom Teufel persönlich und habe man dafür seine Seele verkauft.

Spielfilme, ob sie von fiktiven Schriftstellerfiguren erzählen oder in publikumswirksamen Biopics das Leben realer Autoren abhandeln, bedienen beide Narrative. Auf der einen Seite führen sie vor, wie verbissen und diszipliniert die Künstler an ihren Texten und ihrer Karriere arbeiten, bis sich der Erfolg einstellt. Schreiben sei wie die Messe, verkündet Ernest Hemingway in «Hemingway & Gellhorn» (Philip Kaufman, 2012): «Gott wird böse, wenn du nicht auftauchst.» Auch der grosse Charles Dickens hält sich strikt an seinen Arbeitsplan. Er schreibe wie ein Wilder, sagt er in «The Invisible Woman» (Ralph Fiennes, 2013). Um sieben nehme er ein kaltes Bad und schufte dann bis drei Uhr nachmittags.

Nicht selten kommen Stimulanzien wie Alkohol, Tabak oder Drogen ins Spiel, um das Arbeitspensum durchzustehen. Balzac gönnt sich kaum Pausen, wie Josée Dayans zweiteilige Filmbiografie mit Gérard Depardieu zeigt. Mit Unmengen Kaffee peitscht der Dichter seine Sinne auf und hält die Produktionsmaschine mit dem «schwarzen Öl» in Gang.

Die Beispiele sind bewusst gewählt, denn dieselben Autoren stimmen andernorts ein Lamento an, sobald die Inspiration sie im Stich lässt. Sie hätten keine Ideen mehr, klagen sie. Die Phantasie sei tot, die Flamme erloschen – es komme nichts mehr. Manche fürchten, sie hätten die himmlische Gabe durch ein Sakrileg eingebüsst oder ihr zügelloses Leben habe die Musen vergrault. Der romantische Mythos vom Genie mag überholt sein, im Kino lebt er weiter und wird stets aufs Neue bildstark und emotionsgeladen in Szene gesetzt.

Aber kann sich das Reservoir an guten Ideen tatsächlich erschöpfen? In ihrem reich illustrierten Band «Kreativität»

(Siedler 2018) räumen David Eagleman und Anthony Brandt zuerst einmal mit der Vorstellung auf, alles Neue trete aus heiterem Himmel in Erscheinung. «Neue Ideen werden nicht von einem Blitzschlag entzündet, sondern entstehen aus dem Zusammenspiel von Abermilliarden winzigen Funken im Dunkel des Gehirns.» Jedes Novum, ob in Wissenschaft, Technik oder Kunst, hat eine lange Vorgeschichte.

Wie die beiden Autoren auf ihrem faszinierenden Rundgang durch die Kulturgeschichte deutlich machen, knüpft jede Errungenschaft an Bisheriges an. Auf eine einfache Formel gebracht, sind dabei stets die gleichen Kreativitätsstrategien am Werk: Biegen, Brechen und Verbinden. Das Neue geht aus dem Alten hervor, indem wir Vertrautes variieren, umkrepeln oder auf ungewohnte Weise mit anderem kombinieren. Innovation sei unausweichlich, weil wir auf Wiederholung zwangsläufig mit dem Wunsch nach Veränderung reagierten und die imaginative Software unseres Gehirns ständig alternative Versionen der Welt erzeuge.

## Sieben Muster der Kreativität

Das Wesen der Kreativität beschäftigt auch den Wissenschaftsjournalisten Steven Johnson. Unter dem Titel «Wo gute Ideen herkommen» (Anaconda 2017) geht er in seiner kurzen Geschichte der Innovation nicht nur der Genese des Neuen nach. Vielmehr interessieren ihn auch Gelingensbedingungen und Begleitumstände.

Johnson identifiziert sieben Muster, die den Fortschritt begünstigen und ideale Voraussetzungen für bahnbrechende Entwicklungen schaffen. Vernetzung und Austausch erweisen sich in gleicher Weise als hilfreich wie Lernen aus Irrtümern oder soziale Verdichtung in urbanen Siedlungen. Wer diese Gesetzmässigkeiten kennt und zu nutzen weiss, verfügt noch nicht über eine Erfolgsgarantie, kann aber Türen zum Nächstmöglichsten aufstossen und dem erfinderischen Zufall etwas auf die Sprünge helfen.

Meisterinnen und Meister fallen ebenso wenig vom Himmel wie ihre Werke. Eine natürliche Neigung und leidenschaftliche Begeisterung mögen die Richtung vorgeben, aber nur Durchhaltevermögen, bewusstes Training und überdurchschnittlicher Arbeitseifer führen letztlich zu exzellenten Leistungen und möglicherweise zum Erfolg.

## «Grit» statt Genialität

Die Psychologin Angela Duckworth fasst die entscheidenden Faktoren, wie Willenskraft, Ausdauer und Zielstrebigkeit, unter dem titelgebenden Begriff «Grit» zusammen (Bertelsmann 2017). Wie andere Forscher vor ihr kommt sie zu dem ernüchternden Schluss, dass Talent masslos überschätzt wird. Einsatz zählt doppelt – oder, wie die äusserst produktive Kinderbuchautorin Enid Blyton in der Filmbiografie «Enid» (James Hawes, 2009) unzweideutig zu verstehen gibt: «Musen sind ein völliger Unsinn. Wenn du schreiben willst, dann setz dich hin und tu es.»

Dieses Bild zeichnen auch die Kurzporträts in Mason Curreys «Musenküsse»-Reihe oder die Selbstzeugnisse zeitgenössischer Schriftstellerinnen, die Ilka Piepgras in ihrem Sammelband «Schreibtisch mit Aussicht» dokumentiert (Kein & Aber 2020). Auf die am häufigsten gestellte Frage, ob sie täglich schreibe oder auf Inspiration warte, möchte Hilary Mantel mit einem energierten Aufschrei antworten: «Natürlich schreibe ich täglich, was glauben Sie – dass Schreiben mein Hobby ist?» Für Leïla Slimani ist Arbeitsdisziplin gleichfalls unabdingbar: «Du musst aufstehen, dich an den Schreibtisch setzen und schreiben, schreiben, schreiben. Selbst wenn du keine Ideen hast.»

Gewohnheit ist für Künstlerinnen und Künstler also wichtiger als hehre Genialität. Mag sein, dass die guten Ideen sich gelegentlich unvermittelt einstellen. Aber man sollte auf sie vorbereitet sein und dafür sorgen, dass man zu Hause ist, wenn die Muse an die Tür klopft.

Das Neue geht aus dem Alten hervor, indem wir Vertrautes variieren, umkrepeln oder auf ungewohnte Weise mit anderem kombinieren.